

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 14 (1924)
Heft: 11

Artikel: Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Wettingen [Fortsetzung]
Autor: Vögtlin, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635745>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 11 — XIV. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerel, Bern

Bern, den 15. März 1924

Wahrworte.

Von Hermann Stehr.

Tausend kamen und verschwanden.
Jeder starb ein ander Sterben,
Anders hat er Gott verstanden,
Seinen Himmel, sein Verderben.

Maß und Regeln kennen jene,
Die ihr eigen Maß verloren.
Sei der Pfeil du deiner Sehne,
Stets sei nur aus dir geboren.

Andrer Kunst und andrer Klarheit
Sind für dich nur Mauersteine,
Die dir dienen, daß die Wahrheit
Deines Wesens rein erscheine.

Tausend kamen und verschwanden.
Jeder starb ein ander Sterben,

Anders hat er Gott verstanden.
Seinen Himmel, sein Verderben.

Meister Hansjakob, der Chorstuhlchniger von Bettingen.

Kulturgeschichtliche Novelle von Adolf Böglin.

6

Sie kamen beide darin überein, daß das alte Holzwerk weggerissen und eine ganz neue Bestuhlung hergestellt werden müsse; der Abt liebte die Klidereien ebensowenig als der Künstler. In den nächsten Tagen sollte er den Plan ausarbeiten und dem Abt kund tun, wie viele Tischmacher, wie viele Schnitzergehilfen und was für Hölzer zu beziehen seien; doch sollte er sich so viel Muße gönnen, als zu kluger Berechnung und klaren Entwürfen nötig sei. Der Abt selber veranlaßte ihn schon am dritten Tage, einige Stunden müßig zu schlendern, als er ihn einlud, der Aebtissin in Baden die Verpackung ihrer feinen Schnitzereien und Gemälde zu besorgen, was eine kundige Männerhand erfordere.

Wer den Künstler jetzt in gemessenem Gange dem Landvogteischloß zuschreiten sah, hätte in ihm eher einen Ratsmann als den Wanderburschen von vorgestern vermutet. Denn inzwischen war auch seine Kleidertruhe aus Zürich vom Abte besorgt worden, der er für den heutigen Tag und den Besuch bei Magdalena sein bestes Wamms, einen schwarzen Sammetrock und weiß und schwarz gestreifte Wollhosen entnommen hatte.

Im Stadthof ließ ihm die Aebtissin durch die Nonne bei seinem Eintritt ins Zimmer den breiten Hut abnehmen. Diese konnte nicht umhin, den feinen Sammet mit den silbernen Besammentschnüren allseitig zu befühlen, bevor sie ihn auf eine schön geschnitzte Truhe legte und sich leise entfernte.

Auch Magdalena gab ihrer Verwunderung über die stattliche Figur und das reiche Aussehen des Besuchers kind-

lich freudigen Ausdruck, während sich Hansjakob ihr gegenüber in die Fensternische setzte:

„Aber Meister, Ihr seid ja ein ganz neuer Mann geworden; seit wann gebt Ihr Euch mit solch' schönen Sachen ab?“

„Ei, Aebtissin, und Euch scheinen die schönen Sachen zu gefallen!“

„Meinen Augen gewiß! nicht meinem Herzen!“ entgegnete sie, nicht ohne zu fühlen, daß sie kein Kind sein durfte, daß für sie die irdischen Dinge farblos und abgestorben sein sollten. Und doch — was konnte denn ihr gesundes Auge dafür?

Auch Hansjakob tadelte im Stillen, daß er ihr diese kleine Schwäche aufgedeckt hatte und nahm wieder einlenkend das Wort: „Nein, Ehrwürdigste, Ihr dürft nicht glauben, daß ich mich mit solchen Eitelkeiten abgebe; diese Kleidung vom Hut bis zu den Schnallenschuhen ist ein Geschenk vom lieben Herrn Drelli zum Seidenhof in Zürich, dem ich lezt hin die heilige Handlung bei der Taufe seines ersten Kindes auf den Schweberrahmen seines „Lotterbrettes“ geschnitzt habe. Er hatte seitdem eine solche Freude an der kleinen Schilderei, daß ihm, wie er mir erzählte, die sauberen Bildchen immer in seinem Nachmittagsschläfchen vorliefen und manchen guten Gedanken weckten. Dafür beschenkte er mich, und ich trage das Kleid mit einem gewissen Selbstgefühl gern. Oder sollte ich ein solches Geschenk, das aus dankendem Herzen kommt, nicht in Ehren halten?“

„Das müßt Ihr, und es entspricht ganz Eurer guten Gesinnung. Doch nun erlaubt mir die Frage, die Ihr

mir schon einmal beantwortet habt; aber, wie ich nun zu vermuten berechtigt bin, nicht nach allen Seiten hin mit genügender Wahrheit; ich meine den Ueberfall auf Frauental.“ —

„Es mag sein, Aebtissin, daß ich gefackelt habe; doch nur aus Rücksicht auf Euren damaligen Besorgnis erregenden Zustand, und nicht, weil der Abt mir Schweigen empfahl.“

„Das hat er getan? Ich glaube Euch. Nun sagt mir, wie kam es denn, daß sich die zahlreiche Rottte vor Euch flüchtete, ohne daß Euch die Knechte, die ja noch auf dem dämmernden Felde waren, Beistand leisteten?“

„Das war ganz einfach. Während die Frevler mit ihren Aexten das Tor zerhackten, stellte ich mich, nachdem Ihr Euch in Eure Wohnung geflüchtet hattet, vor Eure Tür, gab der Köchin Befehl, sobald sie einbräche, die Sturmglocke zu läuten, und den Pförtner wies ich zur geladenen Lärmkanone auf den Torturm, die ja an solche Ueberfälle gewöhnt war, und befahl ihm, dieselbe mit Kieseln zu füllen und damit den Vorplatz zu bestreichen, sobald die Räuber Anstalten trafen, in Eure Wohnung einzubrechen. Als das Tor zusammenkrachte, faßte ich meine Pflugschar, die ich im Vorbeigehen aus einem vor der Scheune liegenden Pfluge gezogen, mit beiden Händen, und als die Einbrecher sich vor mir aufstellten und der erste sein Schwert nach mir schwang, schlug ich es ihm aus der Hand und drückte ihm die Pflugschar in die Brust; kaum hatte der zweite sein Schwert gehoben, als es über den dunklen Vorplatz blitzte — ein Krach und die Kiesel flogen saugend über die Häupter der wackern Kämpen; die nun „Berrat!“ schrien und schleunigst Fersengeld gaben. Mittlerweile kehrten auch die Knechte vom Felde zurück, die mir dann das Tor neuerdings verammeln halfen und Wache hielten, gottlob vergebens; den Toten nahmen die Fliehenden mit und versenkten ihn in der Lorez.“

„Es ist also wirklich Blut geflossen?“

„Ja, Aebtissin, es ging nicht anders.“

„Und meinewegen mußte es fließen?“

„Eurewegen, sie wollten Euch entführen; jetzt kann ich es Euch sagen, da Ihr gefaßt seid.“

„Und Ihr habt es vergossen, Ihr habt den Menschen getötet?“

„Ja, ich mußte mich meines Lebens wehren, Aebtissin!“

Er schwieg; auch die Aebtissin sah schweigend vor sich nieder. Sie hatte wohl noch die Frage auf den Lippen, warum er sich überhaupt vor ihre Schwelle zur Verteidigung aufgestellt, er — so ganz allein —, warum er die Entführung sich nicht vollziehen lassen wollte; allein sie behielt den Gedanken für sich. Die Tränen traten ihr aus den Augen, sie weinte um das entschwundene Leben des Frevlers, um den unschuldigen Feind, wie denn überhaupt den Frauen viel mehr als den Männern das Leben ein Heiligtum ist. Endlich reicht sie ihm die Hand und sprach bewegt: „Ich danke Euch!“ Er küßte die Hand. Dann erhob er sich und, seine Bewegung bemeisternd, machte er sich daran, die Gegenstände, welche ihm Magdalena als die ihrigen bezeichnete, sorgfältig zwischen Holzleisten und Tücher zu verpacken. Feine geschnitzte Kästchen, eine schöne Truhe, Madonnenbilder und kleine elfenbeinerne Statuetten von heiligen Männern, welche der Arbeit nach zu urteilen aus

Spanien stammten. Als er betroffen vor einem männlichen Portrait in schwarzem Rahmen stehen blieb, trat ihm Magdalena näher.

„Das ist Euer Vater?“ fragte er.

„Ja, mein Vater; und dies hier ist das Bild meines armen Hansli, der als Knäblein starb. Er war mein einziges Brüderchen, das zu gleicher Zeit jämmerlich erkrankt, als mein Vater in spanischen Diensten umkam. Es ist mir auf besondere Verwendung meiner Mutter erlaubt worden, die teuren Bilder ins Kloster mitzunehmen.“

„Und Eure Mutter ist nun ganz allein, Aebtissin?“

In seiner Frage lag ein Ton des Vorwurfes, aus dem Magdalena des Meisters Mitleid mit der Mutter so wohl als mit ihr selber herausfühlte.

„Ja, sie lebt ganz einsam auf ihrem Edelsitz zu Hausen; auch sie hat der Welt entsagt, und als ich sie das letzte Mal sah, war ihr Geist getrübt durch die Trauer um den geliebten Vater. Wir kommen selten zusammen, obgleich wir einander so nahe sind, da die Ordensregel solchen Verkehr uns meiden heißt; auch wird uns mit jedem Mal der Abschied schwerer.“

„Ich begreife das, Aebtissin. Ihr kamt wohl als Kind schon ins Kloster?“

„Als Kind, wohl! Doch erinnere ich mich, wie mich einen Augenblick jungfräulicher Schmerz und Reue erfaßten, als mein schönes Haar unter der Schere des Einweihenden vor mir auf den Altar fiel. Doch das sind Erinnerungen aus der Vergangenheit, eitler Schimmer, der verblaßt vor der strahlenden Herrlichkeit der ächteren Zukunft. Gedenkt Ihr auch etwa des schöneren zukünftigen Lebens?“

Es wäre ihm leicht gewesen, sie für die Hohlheit der angelernten Redensarten Lügen zu strafen, indem er hinwies auf die Sorgfalt und Pietät, mit der sie die Bilder der teuren Verstorbenen überall hin mit sich nahm; doch lag es ihm ferne, ihr nochmals weh zu tun, und er antwortete nachdenklich, indem er den Blick zur Erde schlug und mit dem Haupte sinnend nickte:

„Ja, oft gedenke ich der Zukunft, wenn auch meine Erinnerungen an Kindheit und Heimat bislang mein Trost im harten Tagesleben gewesen sind; oft gedenke ich der Zukunft.“

„Und nicht wahr, es ist ein freudenreiches, erquickendes Bild, welches unser Glaube für uns in der Ferne aufrückt? Doch laßt uns an die Arbeit gehen, ich will Euch behilflich sein; in den kommenden Tagen werden wir in Ruhe über den trostreichen Gegenstand sprechen können. Liebt Ihr's, Meister?“

„Gewiß, Aebtissin, liebe ich es.“

Rasch verstrich den beiden in stillem Zusammenrücken die stille Stunde; alles hatte seine Verwahrungsstätte bekommen, mit Ausnahme des elfenbeinernen Marienbildes, das aus dem dunkel gewordenen Winkel wie ein Geist hervorschimmerte. Hansjakob nahm Maße ab: die letzte Kiste war um ein Geringes zu kurz zur Aufnahme desselben; wenn man dem Bilde jedoch das Strahlensternlein abnahm, so paßte es pünktlich in den leeren Raum. Hansjakob bedeutete es ihr unter fragendem Lächeln. Da schritt sie auf das Bild zu und suchte mit der Hand das güldene Sternlein loszumachen; dabei strengte sie die ganze Kraft ihrer

Finger an, und als mit einem Rucke das Sternlein herausfuhr, geriet durch die Bewegung auch das Bild ins Schwanken und stürzte von dem Eckstische zerstückt auf den Fußboden. Blitzschnell bückte sich der Meister nach der kostbaren Arbeit, um sie noch im Falle zu retten, aber vergebens; und da auch Magdalena eine gleiche Bewegung machte, streifte beim Aufstehen sein warmer Vordenkopf ihre Wange und brachte ihre leichte Haube so sehr aus ihrer gewohnten Ruhe, daß ihr blondes, halbwüchsiges Haupthaar hervorquoll. Den bleichen Schrecken, der einen Augenblick aus ihrem Antlitz starrte, überschwoll im Nu die tiefrote Scham, welche wie das Morgenrot einer neuen Lebenswonne darin aufstieg. Da stand sie nun ratlos neben Hansjakob vor ihrem zerbrochenen Schutzbild, wie ein gewöhnliches Weltkind müßig ein mutwillig zerstörtes Spielzeug betrachtet und in Schuld errödet, wenn der tadelnde Vater es bei der Untat überrascht. Aber Hansjakob war nicht ihr Vater, der von ihr das Schuldgeständnis erpressen wollte; er trachtete im Gegenteil, ihr aus der peinlichen Verlegenheit zu helfen, ohne diese für sich auszunützen; und auf ihre verschobene Haube hindeutend, sprach er ihr in ergebenem Tone zu: „Verzeiht, edle Ritterin Magdalena von Hausen, daß ich in ungefügiger Schwerfälligkeit Euch die Helnzier verrückte; es geschah nicht in feindlicher Absicht!“

Indem er durch dieses Bild den Vorgang, der eine tiefwogende seelische Erregung in ihr erzeugt hatte, auf ein ganz neutrales Gebiet übertrug, verfehlten seine Worte nicht, in ihrem Gemüte eine momentane Ruhe wieder herzustellen. Sie benutzte dieselbe, um vor einem Spiegel ihre Kopfbedeckung wieder zurechtzurücken; da sah sie ein ganz neues Gesicht; die Flammen des Blutes loderten von Stirn und Wange, und aus ihren Augen glühte ein Feuer, wie sie es noch niemals an sich gesehen. Was sollte die gesunde Glut unter dem krankblaffen Himmel ihres Häubchens? Voll Zorngefühl biß sie auf die Zähne, um der beschämenden Erregung Meister zu werden. Sie merkte wohl, daß das Uhrwerk ihres klobsterlichen Gefühllebens, welches dieser Tage schon oft gestockt hatte, durch die Anwesenheit des Meisters je länger je ärger aus Rand und Band geriet. Der unerträglichen Situation mußte sie ein schleuniges Ende bereiten, wenn sie nicht Gefahr laufen wollte, vor Hansjakob eine ähnliche Niederlage wie tags zuvor in Gegenwart des Abtes zu erleiden, doch diesmal viel menschlicherer Art, denn — der verräterische Spiegel hatte ihr's deutlich gezeigt — das Weib in ihr, welches jahrelang geschlummert hatte, war aufgewacht; der heiße Föhn hatte nun tagelang geweht und gestürmt und mit seinen warmen Fluten den Boden aufgebrochen, der vom Eise des Gletschers auf ewig bedeckt zu werden drohte. Der Abt hatte Recht; sie mußte dieser Welt entfliehen, die täglich mit Versuchungen sich an sie herandrängte. Raum hatte sie diese Einsicht gewonnen, als sie auch schon mit Erfolg ihre Wallungen bekämpfte, und nun trat sie auf Hansjakob zu, um ihn zu beurlauben.

Hansjakob hatte indessen die Trümmer des herrlichen Werkes gesammelt, nicht ohne dabei mit Bedauern des bildenden Fleißes und der echten Kunst zu gedenken, welche seine Schöpfer daran verschwendet hatten.

„Es ist schade um das tüchtige Stück“, sagte er, bedauerlich den eirunden Kopf der Jungfrau mit den mil-

den Zügen in der Hand betrachtend, „daß er jetzt nur ein Teil des Ganzen bleiben muß, welches in göttlichen Verhältnissen dem sinnenden Haupte des Künstlers entsprang; doch, geschehen ist geschehen.“

„Ihr tut es mir zu Gefallen, Meister Hansjakob, wenn Ihr meine Trauer um das geliebte Kunstwerk nicht durch Hervorhebung seines Wertes noch vermehren wollt; es wird das Ereignis immerhin ein Anlaß betrübender Erinnerung sein; doch sagt, was wollt Ihr mit den Spittern des Bildnisses beginnen?“

„Dafür, Mebtissin, laßt mich sorgen; ich verstehe mich aufs Leimen und weiß einen feinen Bindestoff zu bereiten. Sobald Eure Sachen in Wettingen sind, werde ich Euch bitten, mir die Scherben zu überlassen, damit Ihr wenigstens die Idee des Künstlers, wenn auch nicht das Naturgeschaffene, in Ihrer Ganzheit vor Euch habt.“

„Wohl, ich danke Euch, Meister, und so bleibt die Arbeit wenigstens als Andenken an meinen Vater, der sie mir geschenkt hat, erhalten. Ich danke Euch. Nun gehabt Euch wohl und bringt meinen Gruß dem ehrwürdigen Abt Petrus. Ihr mögt ihm auch ankündigen, daß ich mich übermorgen nach Wettingen in sein Kloster Maria Meerstern werde fahren lassen.“

So sprach sie gehalten. Als aber der Meister sich entfernt hatte, breitete sie schluchzend ihre Arme nach den Trümmern des Jungfraubildes aus. „Warum, Heilige, willst du mich verlassen?“ rief sie einmal über das andere und brach mit dem Ruf: „Jesus, Maria!“ laut aufschreiend zusammen, so daß die Nonne aus dem Nebengemache in Schreden hereinkam. Als Magdalena aus ihrem halbbewußtlosen Zustand erwachte, fragte die Nonne nach der Ursache ihres Entsetzens. „Siehst du nicht“, entgegnete Magdalena, „daß ich aus Ungeschick das Bild der Jungfrau zertrümmert habe?“

„Tröstet Euch“, meinte die Gute, „Ihr tragt es ja in Eurem Herzen.“ (Fortsetzung folgt.)

Mein Stern.

Oft in meinem Abendwandel hefte
Ich auf einen schönen Stern den Blick,
Zwar sein Zeichen hat besondere Kräfte,
Doch bestimmt und zwingt er kein Geschick.

Nicht geheime Winde will er geben,
Er ist wahr und rein und ohne Trug,
Er beseligt und stärkt das Leben
Mit der tiefsten Sehnsucht stillem Zug.

Nicht versteht er Gottes dunkeln Willen,
Noch der Dinge letzten ew'gen Grund,
Wunden heilt er, Schmerzen kann er stillen
Wie das Wort aus eines Freundes Mund.

In die Bangnis, die Bedrängnis funkelt
Er mit seinem hellsten Strahle gern,
Und je mehr die Erde mählich dunkelt,
Desto näher, stärker brennt mein Stern.

Holder, einen Namen wirst du tragen,
Aber diesen wissen will ich nicht,
Keinen Weisen werd' ich darum fragen,
Du mein tröstliches, mein treues Licht!

C. F. Mener.